

bestimmte Weise angerichtet sind.<sup>37</sup> Die individuellen Handlungen sind daher von zentraler Bedeutung, da die Mechanismen darin passieren und die Handlungen damit eigentliches Schwungrad der Bewegung der Gesellschaft sind.<sup>38</sup> Beziehungsweise ist es das individuelle Handeln, das, in einen bestimmten Handlungsmechanismus oder Handlungszusammenhang gestellt, das Resultat dieses Mechanismus hervorbringt. Die Erfahrungen sind für Tocqueville dabei keine theoretischen Variablen dieser Mechanismen, sondern ergeben sich aus seiner Beobachtung der Demokratisierung und deren Auswirkungen in der demokratischen Gesellschaft.<sup>39</sup> Die verschiedenen sozialen Erfahrungen werden im nächsten Abschnitt genauer beleuchtet.

## 3.2 Die verschiedenen Erfahrungen mit der Demokratisierung

### 3.2.1 Macht der Mehrheit

In einer Gesellschaft, in der die einzelnen Individuen einander gleich sind, woher kommen dort Ansichten, Vorstellungen und Meinungen? Selbst wenn sich nicht alle vollständig in ihren Geisteskräften gleichen, der Gedanke der Gleichheit aber maßgeblich ist, wird Ungleichheit dahingehend schlicht nicht akzeptiert. Die wahrgenommene Gleichheit eines Individuums mit allen anderen ist für jedes Individuum in demokratischen Gesellschaften total. Es würde der Gleichheit fundamental widersprechen, wenn Annahmen und Meinungen von einzelnen Individuen formuliert und von allen anderen akzeptiert würden. Es wäre geradezu die öffentliche Anerkennung einer Superiorität und wäre entsprechend widersprüchlich zur Vorstellung von Gleichheit. Deutlich wird, dass die Totalität der Gleichheit nur in der individuellen Wahrnehmung eine Rolle spielt. Tocqueville ist sich bewusst, dass die *égalité des conditions* nicht total sein kann. Er betont daher gerade den für ihn neuen Umstand, dass sich Individuen trotz bestehender einzelner Ungleichheiten als einander gleich anerkennen.<sup>40</sup> Hier drückt sich nochmals aus, dass und wie die Demokratisierung die sozialen Beziehungen insgesamt beeinflusst. Die *égalité des conditions* wird Grundlage der individuellen Positionierung und Selbstwahrnehmung in allen sozialen Beziehungen, und das uneingeschränkt.

Die *égalité des conditions* wirken direkt auf die Individuen in einer besonderen Weise. Tocqueville beschreibt die Amerikaner als hinsichtlich der Geisteshaltung oder ihrer individuellen Weltsicht sehr ähnlich: Sie suchen in sich selbst nach den Gründen

37 Ein solches Verständnis nutzen auch Peter Hedström und Christofer Edling. Vgl. Peter Hedström/Christofer Edling: »Analytische Soziologie in Tocquevilles Über die Demokratie in Amerika«, in: Berliner Journal für Soziologie (2005), S. 511ff, hier S. 513.

38 Vgl. ebd.

39 Das ist der Grund, warum Tocquevilles Ansatz auch als Wirklichkeitswissenschaft bezeichnet werden kann. Vgl. H. Bluhm/S. Krause, Tocquevilles erfahrungswissenschaftliche Analyse der Demokratie. (2016), S. 55ff.

40 Die totale Gleichheit der individuellen Wahrnehmung ist daher weder Gleichheit überhaupt, sondern vielmehr eine individuelle Fiktion des demokratischen *état social*. Vgl. J.-C. Lamberti (1989), S. 46.

und verlassen sich in fast allen Denkprozessen auf die eigene Vernunft.<sup>41</sup> Sie sind sich also selbst erste Quelle für Erkenntnisse und Überzeugungen. Für ihn ist dies eine unmittelbare Folge der *égalité des conditions*, denn in einer dadurch gekennzeichneten Gesellschaft gibt es kaum eine geistige Größe mit genügend Autorität, um den einzelnen Individuen ihre Gedanken zu oktroyieren. Ihnen bleibt nur ihr eigene Vernunft als Quelle von Überzeugungen und angenommenen Wahrheiten.<sup>42</sup> Die Interpretation und Erklärung der Welt kommt demnach von jedem Individuum mehr oder minder selbst. Aus diesem Grund schreibt Tocqueville, dass die US-amerikanische Gesellschaft vom Denken Descartes durchdrungen, dieses zugleich aber wohl kaum studiert ist.<sup>43</sup> Es gibt kaum generationenübergreifende Verbindungen noch gesellschaftlich herausragende Einzelpersönlichkeiten oder gesellschaftlich-religiöse Hierarchien, die weitreichende und mit historischer Autorität auftretende Wissensbestände konstituieren könnten. Die Individuen sind daher auf sich selbst angewiesen. Sie sind sich selbst erste Autorität und wichtigster Orientierungspunkt. So gesehen ist die *égalité des conditions* überhaupt gleichbedeutend mit einer starken Bedeutungszunahme der eigenen Vernunft und damit auch des Individualismus,<sup>44</sup> wie später noch deutlich wird. Mit der Bedeutungszunahme der Vernunft gewinnt auch der individuelle Zweifel an Gewicht. Je mehr sich die Individuen ihre Welt selbst erschließen, desto mehr Zweifel kommen an vermeintlich überzeitlichen Tatsachen auf. Der Zweifel erscheint dabei auf dreifache Weise: persönlich, politisch und theoretisch. Die cartesianische Denkweise ist eine Energie, die beständig die fundamentalen Gewissheiten der Individuen, die doch aber für die individuelle Zufriedenheit so essenziell sind, zu untergraben in der Lage ist.<sup>45</sup> Daneben kann der Zweifel Unglauben schaffen und damit die Stützen der traditionellen Gesellschaftsordnung unterminieren. Sie ist damit ein Hauptgrund gesellschaftlicher

41 Vgl. A. d. Tocqueville, DA II Bd. 3 (2010), S. 699.

42 Vgl. ebd., S. 700f.

43 Vgl. ebd., S. 699. Über Tocqueville und Descartes sowie Verbindungen zwischen ihnen vgl. L. J. Herbert: »Individualism and Intellectual Liberty in Tocqueville and Descartes«, in: The Journal of Politics 69 (2007), S. 525ff.

44 Vgl. R. Boudon, 2005, S. 461f.

Norbert Campagna weist darauf hin, dass Tocqueville den Zweifel nicht als Grundlage eines allgemeinen Nihilismus betrachtete, sondern zusammen mit der Vernunft daraus etwas entstehen sieht. Vgl. N. Campagna (2001), S. 125.

Der Zweifel beschreibt auch in Tocquevilles eigener Biografie eine wichtige Phase der Entwicklung. Als Heranwachsender in Metz und bei seinem vielbeschäftigten Vater weilend (1820-1823), liest sich der jugendliche Tocqueville sozusagen mithilfe der väterlichen Bibliothek, die neben Descartes auch Voltaire und Rousseau kannte, in den Zweifel an der Welt ein. Dieser Zweifel an den Maximen der Zeit wird Tocqueville nicht mehr loslassen. Ganz besonders zeigt sich dies in seiner eigenen Positionierung gegenüber der Religion. Dazu Hugh Brogan: Alexis de Tocqueville, Cambridge 2006, 50-62; A. Jardin (2005), S. 53ff.

45 Nach Matthew Sitman und Brian Smith ist um diesen Gedanken letztlich das gesamte Denken Tocquevilles über die Moderne gruppiert. Vgl. Matthew Sitman/Brian Smith: »The Rift in the Modern Mind: Tocqueville and Percy on the Rise of the Cartesian Self«, in: Perspectives on Political Science 36 (2007), S. 15ff.

Instabilität. Zuletzt ist der Zweifel Grundlage neuer Theorien, welche diesen neu einzufangen versuchen beziehungsweise der Welt neue Gewissheiten ermöglichen wollen.<sup>46</sup>

Es gibt kaum eine gemeinsame Wahrheit mit einem politischen Wert, weil niemand eine solche kennt oder auch nur für sich beanspruchen könnte, ohne dabei das Prinzip der Gleichheit zu verletzen. Einzig, was die Individuen für sich selbst denken, ist evident. Als Gegenmacht zum allgemeinen Zweifel bleibt nur die Mehrheit: »[I]n democracies, nothing of the majority can offer resistance.«<sup>47</sup> Der Mehrheit kommt eine gesellschaftliche Macht zu, die für Tocqueville weit über die Macht absoluter Monarchen hinausgeht. Sie basiert auf dem Gedanken: »[T]here is more enlightenment and wisdom in many men combined than in one man alone.«<sup>48</sup> Außerdem gilt laut Tocqueville in demokratischen Gesellschaften auch, dass das Interesse der großen Zahl dem der kleineren immer vorgeht. Der Umkehrschluss ist bitter, bedeutet er doch, dass die Minderheit Unrecht oder eine falsche Einsicht, sicher aber nicht das maßgebliche Interesse hat. Sie wird sich daher zunächst nur sehr widerstrebend der Mehrheit unterordnen. Die Macht der Mehrheit braucht daher besonders die Gewöhnung. Dem anfänglichen Zwang folgt allerdings irgendwann die stille Anerkennung der Mehrheit, und zwar mit dem Hintergedanken, selbst zur Mehrheit kommen zu können und dann die Unterordnung der Minderheit ebenfalls zu erwarten.<sup>49</sup> Hier zeigt sich ein erstes Mal, dass und wie Tocqueville Gesellschaft als etwas Dynamisches beschreibt. Gewöhnung hat etwas mit Wiederholung zu tun und Wiederholung bedeutet Bewegung. Die Macht der Mehrheit basiert nicht einfach auf dem theoretischen Gedanken der kollektiven Rationalitätssteigerung, sondern maßgeblich auf der Einsicht, dass Unterordnung unter die Mehrheit heute gleichbedeutend ist mit der Chance, morgen selbst die Mehrheit bilden zu können.

Das im Vergleich zur absoluten Monarchie Spezifische und Neue der Macht der Mehrheit als sittliche Macht zeigt sich in ihrem Einfluss auf das individuelle Denken. Kein Monarch und auch nicht die Kirche vermochten es etwa in der Geschichte, umstürzlerische Gedanken zu unterbinden. Über die Folter des Körpers oder das Einsperren des Gedankenträgers obsiegte dennoch immer die Idee oder der Gedanke. Kein herrschender Akteur vermochte bisher die Macht der Gesellschaft in sich zu vereinen. Erst die Mehrheit in der Demokratie hat die sittliche Macht, die ihr aus der Gesellschaft und der Gleichheit zukommt, auf das Denken direkt einzuwirken. Sie wirkt auf den einzelnen Willen, wie auf das individuelle Handeln und sie hemmt zugleich nicht nur die Tat, sondern auch den Wunsch zu handeln.<sup>50</sup> Die Mehrheit, so notiert es Tocqueville an einer Stelle, zieht um alle Individuen einen festen Kreis. »Within these limits, the writer is free; but woe to him if he dares to go beyond them.«<sup>51</sup> Was für die Schriftsteller im Besonderen gilt, gilt letztlich für alle Individuen generell. Dies ist die sittliche

46 Vgl. S. S. Wolin (2001), S. 81f.

47 A. d. Tocqueville, DA I Bd. 2 (2010), S. 403. Jürgen Feldhoff betont, dass die Erkenntnis, wonach »unter den Bedingungen der Gleichheit die Internalisierung des Mehrheitswillens zum Sozialcharakter eines Volkes werden kann«, auf Tocqueville zurückgeht. J. Feldhoff, S. 35.

48 A. d. Tocqueville, DA I Bd. 2 (2010), S. 404.

49 Vgl. ebd., S. 406f.

50 Vgl. ebd., S. 417.

51 Ebd., S. 418.

Macht der Mehrheit als öffentliche Meinung, wie sie auf das Denken, Fühlen und damit letztlich auf das Handeln aller Individuen wirkt. Die Quelle der sittlichen Macht der demokratischen Gesellschaft liegt in der jedem Individuum eigenen Vernunft, also in der allgemeinen Vernunft.<sup>52</sup>

Die Möglichkeit der freien Rede und Meinung nimmt für Tocqueville dabei eine zentrale Funktion ein, und zwar nicht nur für die Artikulation von Zweifeln am Bestehenden, sondern auch für die Konsolidierung der Macht der Mehrheit. Zunächst wird durch die Rede- und Meinungsfreiheit der bestehende Kanon an Überzeugungen infrage gestellt, aber über die Zeit, bemerken die Individuen, dass es niemanden gibt, der überzeugende Antworten auf grundsätzliche Fragen, etwa die Existenz von Gott oder nach dem Leben nach dem Tod, anbieten kann. Das führt dazu, dass die Individuen sich zunehmend auf ihre eigene Meinung zurückziehen, die jedoch unter dem Einfluss der Mehrheitsmeinung steht. Alle orientieren sich daran, wozu auch jeder andere potenziell zustimmen könnte; damit ergibt sich eine öffentliche Überzeugung. Insbesondere hinsichtlich der Grundannahmen der christlichen Religion, ist damit aber auch dem Fundamentalismus Tür und Tor geöffnet.

Doch für den Zusammenhang von Zweifel und Vernunft, also die cartesianische Denkweise, gibt es auch eine Grenze, wie Tocqueville feststellt: »If man was forced to prove to himself all the truths that he uses every day, he would never finish doing so.«<sup>53</sup> Kein Individuum kann intellektuell vollkommen frei und unabhängig sein, sondern es bedarf auch aus der Perspektive der Zeit- und Ressourcenknappheit hinsichtlich einer doch über das Individuen hinausgehenden Autorität.<sup>54</sup> Trotz oder gerade wegen der größeren persönlichen Unabhängigkeit der einzelnen Vernunft wird eine erneute Beschränkung dieser nötig. Die Notwendigkeit macht also, dass die Menschen doch gewisse Dinge annehmen, ohne sie selbst untersucht oder verifiziert zu haben. Aufgrund der *égalité des conditions* können solche Ansichten und Überzeugungen nur von der Mehrheit kommen, sie ist die einzig verbliebene mögliche Autorität, die nicht mit dem Gedanken der Gleichheit bricht.<sup>55</sup>

Von der Mehrheit der Individuen kommen dem einzelnen Individuum also Annahmen und Sicherheiten zu, worauf jedes Individuum die eigenen Gedankenkonstrukte aufbaut.<sup>56</sup> Diese *croyances semblables* (gemeinsame Überzeugungen) sind das Fundament einer jeden Gesellschaft als Sozialkörper.<sup>57</sup> Auf der einen Seite haben die Individuen eine hohe Meinung über die menschliche Vernunft allgemein, die letztlich einzig verbleibende Quelle von Erkenntnis sein kann. Auf der anderen Seite liegt die Wahrheit

52 Vgl. ebd., S. 600.

53 A. d. Tocqueville, DA II Bd. 3 (2010), S. 714.

54 Vgl. Jean-Claude Lamberti: »Two Ways of Conceiving the Republic«, in: Ken Masugi (Hg.), *Interpreting Tocqueville's democracy in America*, Savage, Md. 1991, S. 3ff, hier S. 14.

55 Insofern verschwindet die Autorität nicht mit dem Aufkommen der persönlichen Unabhängigkeit, sondern ändert nur ihr Wesen. Vgl. Joshua Mitchell: »Tocqueville on Democratic Religious Experience«, in: Cheryl B. Welch (Hg.), *The Cambridge companion to Tocqueville*, Cambridge, UK 2006, S. 276ff, hier S. 294.

56 Vgl. A. d. Tocqueville, DA II Bd. 3 (2010), S. 713.

57 Vgl. Ebd.

dann immer auf der Seite der größten Anzahl.<sup>58</sup> Mehrere vernünftige Menschen werden als einsichtiger und weiser als wenige wahrgenommen.<sup>59</sup> Die Gleichheit, die das Individuum von allen anderen unabhängig macht, liefert es allein und ohne wirksame Verteidigung der Mehrheit aus.<sup>60</sup> Individuelle Autorität und gesellschaftliche Macht der Mehrheit sind also zwei Seiten einer Medaille. Somit verursacht die Gleichheit letztlich die paradoxe Folge unabhängiger und emanzipierter Individuen, die zugleich in der größeren Zahl eine neue und sogar stärkere Autorität finden. Größere Unabhängigkeit macht zugleich eine erneute Einschränkung dieser Freiheit notwendig.<sup>61</sup> Diese Einschränkung wird verkörpert durch die sittliche Macht der Mehrheit als der neuen Autorität der demokratischen Gesellschaft, welche unzweifelhaft unabhängiger gewordene Individuen dennoch einem neuen Konformitätsdruck aussetzt.<sup>62</sup> Damit hält auch eine gewisse Konservativität oder schlimmer sogar Stagnation Einzug in die Gesellschaft. Denn dass die Mehrheit innovative Ideen annimmt oder vertritt, ist angesichts ihrer Behähigkeit eher unwahrscheinlich. Noch unwahrscheinlicher ist es allerdings, dass einzelne Individuen mit neuen Ideen durchdringen.<sup>63</sup>

Doch in demokratischen Gesellschaften hat die Mehrheit auch politische Macht, die ihr unabhängig ihrer sittlichen Macht zukommt; beide sind voneinander durchaus getrennt. Die Mehrheit ist es nämlich, der die gesetzgebende Gewalt willfährig folgt.<sup>64</sup> Durch die unmittelbare Wahl geht die Zusammensetzung der gesetzgebenden Gewalt aus den Mehrheitsverhältnissen in der Gesellschaft hervor; sie ist Abbild der gesellschaftlichen Mehrheitsverhältnisse. Da sie zusätzlich auch nur für eine kurze Frist gewählt ist, fürchtet Tocqueville, dass sie gezwungen ist, nicht nur hinsichtlich der allgemeinen Ansichten, sondern auch gemäß der allgemeinen Leidenschaften zu agieren.<sup>65</sup>

Dazu kommt, dass Tocqueville einen Mangel an politischen Talenten beobachtet und diesen wiederum auf die *égalité des conditions* zurückführt. In einer Gesellschaft, die

58 Vgl. ebd., S. 719.

59 Vgl. A. d. Tocqueville, DA I Bd. 2 (2010), S. 404.

60 Vgl. A. d. Tocqueville, DA II Bd. 3 (2010), S. 719.

61 Robert Ballingall macht auf diese oftmals übersehene Facette in der *De La Démocratie En Amérique* aufmerksam. Tocqueville beschreibt demnach die Notwendigkeit von Autorität angesichts einer Gesellschaft der Mittelmäßigkeit und Konformität aufgrund der Gleichheit sowie der zunehmenden Isolation der Individuen. Vgl. Robert A. Ballingall: »Working at the Same Time to Animate and to Restrain«: Tocqueville on the Problem of Authority«, in: *The European Legacy* 24 (2019), S. 738ff. Dazu auch Oliver Hidalgo: *Unbehagliche Moderne*, Frankfurt a.M. 2006, S. 41; Karlfriedrich Herb/Oliver Hidalgo: *Alexis de Tocqueville*, Frankfurt, New York 2005, S. 62; S. S. Wolin (2001), S. 351f.

62 Vgl. S. S. Wolin (2001), S. 355.

63 Angesichts dessen fragt James Schleifer zu Recht: »Without new ideas or the freedom to express them, what would then become of culture progress?« J. T. Schleifer (2000), S. 279.

64 Vgl. A. d. Tocqueville, DA I Bd. 2 (2010), S. 403. Lucien Jaume und Jürgen Feldhoff bezeichnen die Mehrheit daher als moderne Religion; als eine Religion, die nicht als Religion auftritt, die also von der Wirkung her der Religion ähnelt, nicht aber vom Wesen her. Die Mehrheit übt demnach eine ähnliche Steuerung und Regulierung des individuellen Handelns und der Lebensweise aus, wie vormals die Religion. Die Mehrheit ist der neue Prophet, dem die Massen gehorchen, dessen Willen sie sich unterordnen und dem sie gehorchen. Vgl. Lucien Jaume : *Tocqueville*, Princeton 2013, 65ff. passim; J. Feldhoff, S. 56.

65 Vgl. A. d. Tocqueville, DA I Bd. 2 (2010), S. 403.

eher durch mittelmäßige Vermögen gekennzeichnet ist, wie Tocqueville das in den USA beobachtet, fehlt vielen Individuen angesichts der eigenen Geschäfte schlicht die Zeit erstens zur tiefgründig überlegten Auswahl. Außerdem ist es nur schwer möglich, dass sich in der Gesellschaft herausragend politisch talentierte Individuen zeigen. Drittens ist auch die Entwicklung politischer Talente erschwert. Die individuelle Disposition treibt die Individuen der demokratischen Gesellschaft immer eher zu neuem Streben nach ökonomischen Erfolgen und weniger zu politischer Tätigkeit. Der demokratischen Gesellschaft, in der jedes Individuum für sich die eigenen Geschäfte lenkt und davon nahezu vereinnahmt ist, fehlt beständig die Zeit zu tiefsinnigen Abwägungen; ständig muss es in großer Eile Entscheidungen fällen.<sup>66</sup> Die ökonomische Abkömmlichkeit des Individuums ist laut Tocqueville auch die Ursache dafür, dass der Verständnisfortschritt und die individuelle Aufklärung gehindert sind.<sup>67</sup> Eine Gesellschaft also, in der die Individuen mehr arbeiten müssen oder wollen, um einen eigenen Wohlstand zu produzieren oder zu erhalten, wird weniger geistige Hochbildung erleben. Das führt dazu, dass viele die *art de juger* (Kunst der Beurteilung) nur mittelmäßig beherrschen. Dabei spricht Tocqueville den Individuen, selbst der breiten Masse gar nicht ab, dass diese ehrlich das Beste für das Land und die gesamte Gesellschaft anstreben.<sup>68</sup> Tocquevilles Meinung nach fehlen aber der US-amerikanischen und letztlich jeder demokratischen Gesellschaft herausragende Persönlichkeiten, die mit einer hohen Bildung ausgestattet, politisch weit zu blicken in der Lage sind und von deren politischen Führung daher eine qualitativ hochwertige Regierungspolitik zu erwarten ist. Die ursprünglich aus dem Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg hervorgehenden großen Persönlichkeiten sterben laut Tocqueville immer mehr aus.<sup>69</sup> Demokratische Gesellschaften sind demnach mediokre Gesellschaften, was allerdings keine Bewertung, sondern schlichte Feststellung ist. Dies ist dennoch ein Einfallstor für *charlatans* (Scharlatane), die wissen, wie man mit den Wünschen und Ängsten der Menschen spielt, um selbst die Macht zu erlangen.<sup>70</sup>

Dabei ist es nicht die fehlende Kompetenz zur Auswahl solcher ›Staatsmänner‹, sondern vielmehr haben die Individuen kaum den Wunsch danach und ein Interesse daran.<sup>71</sup> Daneben nennt Tocqueville den Neid, der Individuen daran hindert, diejenigen in die politischen Ämter zu bringen, die dazu am besten geeignet sind. Da alle gleich sind, sind auch alle gleich geeignet und damit kann niemand mehr geeignet sein als ein anderer und wenn, kann das niemandem zugestanden werden.<sup>72</sup> Gleichzeitig stößt das politische Geschäft befähigte Personen geradezu ab, weil sie kaum sie

66 Vgl. ebd., S. 316.

67 Vgl. ebd., S. 315.

68 Vgl. ebd.

69 Vgl. ebd. Tocqueville bezieht sich hier besonders auf die berühmten Männer der Zeit der Unabhängigkeitskriege und der ersten Jahre der Vereinigten Staaten, wie Alexander Hamilton, Thomas Jefferson, John Jay, John Adams und andere mehr.

70 Vgl. ebd., S. 316. Dies sei an dieser Stelle nur am Rande erwähnt. Allerdings wird darin deutlich, wie sensibel Tocqueville für die Wirkungen der *égalité des conditions* war und sogar Tendenzen des Populismus entdeckte, die sich daraus möglicherweise ergeben können.

71 Vgl. ebd.

72 Vgl. ebd.

selbst bleiben können und sich eher herabwürdigen müssen, um überhaupt vorwärts zu kommen.<sup>73</sup> Die politische Macht wird in demokratischen Gesellschaften immer angezweifelt, denn sie bedeutet, dass jemand, der gestern Gleicher unter Gleichen war, heute *primus inter pares* ist; politische Macht ist so gesehen durchaus unangenehm zu nennen und erscheint weniger als Privileg, denn als Bürde.<sup>74</sup> Generell beobachtet Tocqueville, dass die ökonomische Unabkömlichkeit generell das Selektionskriterium ist und weniger die individuelle Qualifikation oder die Wahl. Es sind eben nicht alle und schon gar nicht alle gleich darauf aus, eine öffentliche Stelle zu bekleiden.<sup>75</sup> Dies gilt dann auch nicht nur für politische Ämter, sondern auch für die Verwaltungsstellen, die durch Wahl besetzt werden. Tocqueville bemerkt zusammenfassend: »This simplicity of those who govern is due not only to a particular turn of the American spirit, but also to the fundamental principles of the society.«<sup>76</sup> Die demokratische Gesellschaft geht demnach mit einer gewissen Mediokrität einher.<sup>77</sup>

Gleichzeitig steigert die politische Macht der Mehrheit die ohnehin bestehende Unbeständigkeit demokratischer Gesetzgebung, die laut Tocqueville ihrerseits ein strukturimmanentes Übel ist und auf dem wiederholten sowie häufigen Wechsel in der Legislative beruht.<sup>78</sup> Doch nicht nur die Gesetze selbst, sondern auch deren Anwendung unterliegen dem demokratie-immanenten Wandel, der auch die Exekutive beständig austauscht. Da in demokratischen Gesellschaften die Mehrheit die einzige Macht ist, der zu gefallen wichtig ist, ist die Beteiligung an ihren Unternehmungen besonders rege. Sobald sich die Mehrheit jedoch einer anderen Sache zuwendet, schwenkt auch die Gesellschaft nahezu komplett auf diese neue Sache ein.<sup>79</sup> Darin liegt für Tocqueville eine Begründung für eine gewisse demokratische Unstetigkeit.

Konkreter Ausdruck der Macht der Mehrheit ist das Prinzip der Volkssouveränität.<sup>80</sup> Es ist laut Tocqueville das erste Prinzip:

»The people feel its popular origin and obey the power from which it emanates. The people rule the American political world as God rules the universe. They are the cause and the end of all things; everything arises from them and everything is absorbed by them.«<sup>81</sup>

Nicht grundlos erscheint darin auf mehr oder minder subtile Weise ein Vergleich zu einem typischen Ausspruch von Trauer christlicher Bestattungen: »Aus der Erde sind wir genommen, zur Erde kehren wir zurück.« Dies soll zum einen den Kreislauf allen Lebens, die Verbundenheit von allem mit allem und zuletzt auch die göttliche Macht

73 Vgl. ebd., S. 317.

74 Vgl. ebd., S. 359.

75 Vgl. ebd., S. 326.

76 Ebd., S. 324.

77 Vgl. S. S. Wolin (2001), S. 191f.

78 Vgl. A. d. Tocqueville, DA I Bd. 2 (2010), S. 407f.

79 Vgl. ebd., S. 408f.

80 Vgl. A. d. Tocqueville, DA I Bd. 1 (2010), S. 91; A. d. Tocqueville, DA I Bd. 2 (2010), S. 598.

81 A. d. Tocqueville, DA I Bd. 1 (2010), S. 97. Die Formulierung macht zum anderen deutlich, dass Tocqueville das Prinzip der Volkssouveränität als Entwicklung »von unten« ansieht und nicht als eine oktroyierte Idee. Vgl. L. Jaume (2013), S. 24.

darin betonen. Hinsichtlich des Prinzips der Volkssouveränität geht nun alles aus dem Volk hervor und kehrt dahin zurück. Die Gesellschaft, beziehungsweise die Mehrheit der Gesellschaft, ist somit im Zeitalter der Demokratie die neue absolute Macht. Die von Tocqueville gesehene politische Macht der Mehrheit wird zusammenfassend anhand folgender rhetorischer Fragen in der *De La Démocratie En Amérique* deutlich:

»When a man or a party suffers from an injustice in the United States, to whom do you want them to appeal? The public opinion? That is what forms the majority. To the legislative body? It represents the majority and blindly obeys it. To the executive power? It is named by the majority and serves it as a passive instrument. To the police? The police are nothing other than the majority under arms. To the jury? The jury is the majority vested with the right to deliver judgements. The judges themselves, in certain states, are elected by the majority. However iniquitous or unreasonable the measure that strikes you may be, you must therefore submit to it.«<sup>82</sup>

Die Macht der Mehrheit ist eine neue Erfahrung der demokratischen Gesellschaft, und zwar sowohl hinsichtlich der Wirkung auf die *mœurs* als auch bezogen auf die politische Macht. Sie geht unmittelbar aus der *égalité des conditions* hervor: »The sources of this influence must be sought in equality itself.«<sup>83</sup> Diese Erfahrungen bilden sich gewissermaßen anhand der *égalité des conditions*, die das gedankliche Fundament des Prinzips der Volkssouveränität ist und damit die institutionelle Grundlage aller Einrichtungen, die die politisch verfasste Demokratie charakterisieren, etwa die gewählte gesetzgebende Gewalt, die gewählte Exekutive, die inneren Zusammenhänge dieser einzelnen politischen Organe sowie wiederum deren Agieren unter der *égalité des conditions*.

»This political omnipotence of the majority increases, in fact, the influence that the opinions of the public would have without it on the mind of each citizen there; but it does not establish it.«<sup>84</sup>

Für Tocqueville sind es nicht diese oder jene gesellschaftlichen Institutionen, welche die Potenziale der Macht der Mehrheit grundlegen, sondern die *égalité des conditions* selbst.

### 3.2.2 Tyrannei der Mehrheit

Je stärker diese Macht der Mehrheit die demokratische Gesellschaft insgesamt und das individuelle Handeln zu steuern in der Lage ist, erkennt Tocqueville darin den Samen von Tyrannei und genau das ist es, dass er angesichts der Bedingungen der demokratischen Gesellschaft in Amerika am meisten fürchtet. Ihn sorgt nicht die persönliche Unabhängigkeit, sondern die nur schwach vorhandenen Garantien gegen die potenzielle Tyrannei der Mehrheit.<sup>85</sup> Nicht mehr Ketten und Henker sind also die Instrumente

82 A. d. Tocqueville, DA I Bd. 2 (2010), S. 414.

83 A. d. Tocqueville, DA II Bd. 3 (2010), S. 723.

84 Ebd., S. 723f.

85 Vgl. A. d. Tocqueville, DA I Bd. 2 (2010), S. 414.

Die *despotisme démocratique* (demokratische Despotie) ist ein Thema, dass Tocqueville so erst im zweiten Band der *De La Démocratie En Amérique* aufbringt. Die Tyrannei der Mehrheit ist dabei kein direkt genanntes konstitutives Element. Vielmehr sind beides Ausdrücke eines jeweils bestimm-